

DIE ZÜNFTIGEN KÜNSTLER

Man glaubt ja kaum : wie viele Menschen sich heutigen Tags „Künstler“ nennen. Sie dürfen das auch, der Begriff „Künstler“ ist nicht geschützt.

Kaum ruft man nicht, schon kommen sie trotzdem eilfertig herbeigestürzt. Und alle führen ein zierendes Attribut im Namen. Die einen nennen sich „Freizeitkünstler“, „Hobbykünstler“, die anderen „Bergleute im Ruhestand-Künstler“ ; es sind allesamt Menschen, die vor ihren „Werken“ stehen und sich fragen „was könnte ich mir dabei wohl gedacht haben?“

Und sie werden von den jeweiligen, ebenso selbsternannten und sich selbst so nennenden „Kulturpäpsten“ der jeweiligen Lokalpressen kennerhaft besprochen und bejubelt, und daher täglich mehr. Man duzt sich und eine Hand wäscht schließlich die andere.

Allein die Zurkenntnisnahme neuer Künstler diesen Schlages provoziert bei mir nächtliche Borkenbildung in den Nasenlöchern und Trotzreaktionen meiner sämtlichen Därme.

Als seien Kunst und das Schaffen, soll ich besser : das Leben von Kunst sagen?, billige, beliebig verfügbare Allerweltsartikel. Als brächte der jeweilige Mensch nicht unsagbare Opfer für die Kunst. Als sei „Kunst“ nicht monolithisch, sondern aufteilbar in : „Hobby“, Freizeit“, „Frauen“, „Männer“, „Bergleute“, „Hausfrauen“. Oder so.

Anlässlich der Eröffnung einer Hockney-Ausstellung wurde der David Hockney gar : der „Bradford“ Künstler genannt ; nur weil er dort geboren worden war und Bradford Partnerstadt der ausstellenden Stadt ist, die sich gern, oft & zumeist unrechtmäßig schmückt. Ist aber auch zu apart, wie da die Reihe „Hockney – Bradford – Hamm“ entsteht, die eine Verbundenheit suggeriert, die es nicht gibt, niemals gegeben hat und niemals geben wird. Etikettenschwindel.

Arno Schmidt hatte es auf den Punkt gebracht und formuliert, dass in Deutschland der Begriff „Kunst“ vorzugsweise mit „Dünger“ und „Honig“ in Verbindung gebracht werde. Jaja, dass sind halt Dinge, von denen man etwas versteht.

Es sind obsolete Eigenspeichelrunterschlucker (Max Goldt), die bis unter die Philtrumsfalte voller Dünkel stecken. Sie benutzen Trends wie Trains : aufspringen, mitmachen, dabeisein. Das ist so klein, so schäbig, so furchtbar provinziell ; dabei aber doch Deutschland flächendeckend überziehend.

O!, sie, die Selbsternannten arbeiten gewissenhaft! In jeder Beziehung!

Sie wollen Trends folgen und z.B. das inflationär völlig ausverkaufte Wort „mediterran“ ausnutzen, aber dann fehlt ihnen die Lexik, trennen können sie sowieso nicht, und zum ungunsten Schluss flektieren sie noch falsch. So wird aus „mediterrano“ : „Mediter – aneo“. Als hätte es irgendwas mit dem Gesäß „anus“ zu tun ; in ihrem Küchenitalienisch etwa „der mittlere Hintern“, boshaft frei übersetzt auch „der mittelmäßige Arsch“.

Aber bitte!, sie agieren dabei beileibe nicht im Verborgenen ; riesengroß prangt z.B. gerade dies erwähnte Beispiel an einer Hauswand. Und es wurde mit Pomp & Spektakel einer unkritisch / unwissenden Öffentlichkeit präsentiert, wenn nicht gar verkauft.

Da heißt zum anderen Beispiel ein gefeiertes Objekt mit Bildern in schlichtester Kleinkindergartenmalmanier: „Colonia delli ospitalità“.

Das soll (ich habe nachgefragt) : „eigentlich“, in italienischer Sprache: „Säule der Gastfreundschaft“ bedeuten. Schon!, aber muss man sich als „Künstler“ nicht auch an das Regelwerk der Sprache halten, in der man sein „Kunstwerk“ großspurig betitelt? - Versuchen wir herauszufinden, wie viele Fehler ein ambitionierter Mensch in drei Wörtern unterzubringen weiß.

O, es sind viele!

Also : „colonia“ ist das Wort für eben diese : die Kolonie, oder das Kolonialgebiet. Die gemeinte Säule heißt auf italienisch „colonna“ und ist Femininum. Die Gastfreundschaft „ospitalità“ wird kurz gesprochen und trägt daher den „grave“ genannten Akzent. Auch sie ist grammatisches Femininum, weshalb der maskuline Genitiv Plural „delli“ überhaupt nicht funktioniert. Allein „della“ ist korrekt. Und so würde aus der „Kolonie deren Gastfreundschaft“ unversehens die beabsichtigte „colonna della ospitalità“ ; wenn man nur wüsste und sich nicht originalitätssüchtig mit Federn schmücken wollte, die einem nicht zustehen.

Ich nenne so etwas schlicht : Etikettenschwindel! Sagts schon mal. Och Gott, ich gehe doch auch nicht her und überschreibe einen Text in einer Sprache, die ich nicht beherrsche! Und wenn es denn funktional mal nötig ist, fremdsprachig zu formulieren, ja, was hindert einen denn dann, vorher sorgfältig zu recherchieren und / oder jemanden zu befragen, der es weiß? Als gäbs keinen Sansoni fürs Italienische. Oder den redlichen Langenscheidt. Das gebietet schon der Respekt vor dem Publikum.

Aber fast noch schlimmer und mit Sicherheit dunkelvoller als diese selbst-ernannten „Möchtegerne“ (L. Riedel) sind die, die sie beauftragen und engagieren. Und die aberwitzigen Vorgaben liefern. In unserer Familiensprache nennen wir sie die : Etepetete-Fürsten. Und das sind sie wohl auch.

„Kunstlosigkeit sei die größte Kunst“ wird einem oft ergegnet, bevor man zum Banausen degradiert wird. Ein Satz, der ursprünglich aus dem japanischen Budô stammt. Das ist einerseits richtig, doch andererseits muß man seine Kunst (gleich welche sie ist) zunächst beherrschen und zwar vollständig, um sie dann fortlassen, sprich : von ihr abstrahieren zu können. Alles andere ist Dilettantismus.

Es gibt in jeder Generation stets nur wenige Menschen, international, die in der Kunst Außergewöhnliches leisten. Sie soll und muß man Künstler nennen. Der Rest ist ehrenhaft, aber allenfalls nur bemüht ; der Rest sind Laien und Menschen, pekuniär interessiert, die einem Hobby nachgehen. Nicht mehr.